

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

19

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Nein,“ sagte Rochereuil, „der Abbé hat Recht. Nur sagt er Ihnen nicht die wahren Beweggründe seines Handelns. Am Tage nach dem Triumph, am Tage nachdem wir Bonaparte inmitten seiner Armee und in Gegenwart des Feindes festgenommen haben, sind wir unmöglich; fühlen Sie das nicht? Wir geben dem Vaterlande mehr als unser Leben. Wir haben Absolution durch das Volksgewissen. Die Völker werden uns segnen, aber unter der Bedingung, daß auch nicht einmal der Verdacht des Ehrgeizes oder persönlicher Interessen uns berührt. Wir müssen verschwinden. . . Vor der Abreise werden wir dem Rath unser Entlassungsgesuch übersenden: Für den Fall der Niederlage sowohl als des Erfolges werden unsere Plätze durch andere ausgefüllt. Es muß sein. Es ist übrigens wirklich sonderbar, daß wir über die Zukunft grübeln, während unser Leben uns nicht mehr gehört. Ich spreche für meine Person, Abbé. Du hast stets ein unverschämtes Glück im Trietrac;*) Du wirst Dich auch diesmal herausziehen. Ich spiele besser als Du, nur der Würfel ist mir immer ungünstig. Diesmal werden wir gewinnen, Freunde, ich hoffe es; nur ich werde verlieren. Deshalb will ich meinen Bruder nicht mitnehmen.“

„Bah! bah!“ unterbrach der Offizier in Rutschertracht ihn, „das ist dasselbe, was wir in der Armee Vorahnungen nennen. Nun, mein alter Rochereuil, das will durchaus nichts sagen. Ich habe jedesmal vor der Schlacht solche Vorahnungen, und mein Körper, auf den ich etwas halte, hat auch noch nicht die kleinste Schramme abbekommen. Die Vorahnungen, siehst Du, sind nichts weiter als die natürliche Schen, die jeder vor dem Tode hat. Bei diesem Mantel aus Ziegenhaaren, den ich seit acht Tagen schleppe, und der reichlich sechzig Pfund wiegt — ich werde es Dir vergelten, Rochereuil, daß Du mir diese Verkleidung und einen so wichtigen Posten im Fuhrwesen gegeben hast — bei diesem Mantel, wir werden alle in sechs Wochen in Paris sein. Abbé, ich biete Dir einen Punsch bei Corazza an und werde Dich in die Galerie de Bois hineinlotfen. Ach, Abbé, welch' bezaubernder Ort! Das ist das Asyl der Grazien und des Spiels!“

Abbé Georget zuckte die Achseln.

„Ach, Abbé,“ fuhr der Offizier fort, „werde nicht gleich böse und laß' mich ein wenig lachen. Du siehst doch, daß ich scherze. Ich kenne ja Deine strengen Grundsätze. Bei mir ist das etwas anderes. Sagen Sie, Herr Michel, Sie werden doch nicht etwa die Enthaltensamkeit dekretiren? Schön, da sieht mich nun noch einer unwillig an! Herr Michel, bedenken Sie — ich sehe Sie an — daß doch nicht alle Leute Ihre Strenge haben können. Ich bewundere, ich verehere Sie, aber ich kann Sie nicht nachahmen.“

„An den schlechten Sitten,“ sagte ernst der Italiener, „gehen die Republiken zu Grunde.“

„Aber ich versichere Sie, daß meine Sitten nicht schlecht sind. Ich bin nur insofern schuldig, als ich Rochereuil, der zur Melancholie neigte, etwas aufheitern wollte. Zum Teufel, alles hat seine Zeit! Die Berathung ist zu Ende, die Sitzung ist aufgehoben. Wir sind alle einverstanden. Bei meinem härenen Mantel, ich habe Recht, wenn ich lache. . .“

In diesem Augenblick hörte man ein leises Geräusch im Garten. Der Italiener ging sofort hinunter.

Nach einigen Minuten kam er wieder herauf.

„Alles steht gut,“ sagte er. „Die Wege nach dem Garten und dem Boulevard sind frei. Fernande, Louis und einer seiner Freunde haben während des ganzen Abend mit Degrange's Leuten Bertsch gespielt. Ihm selbst ist durch einen Bericht die Herberge zu den vier Zypressen, eine Meile von Poitiers entfernt, als von verdächtigen Personen besucht angezeigt worden. Er hat sich in Person dorthin begeben und ist noch nicht zurückgekehrt. Sie können, fuhr er, sich an den Offizier wendend, fort, „ruhig fortgehen und in Ihre Herberge zurückkehren.“

*) Trietrac, eine Art Brettspiel.

Der Offizier erhob sich. Er war wieder ernst geworden. „Adieu, meine Herren,“ sagte er, „vom 10. Oktober ab werde ich Sie erwarten. Wenn ich bis dahin gefallen sein sollte, so weißt Du, Rochereuil, wie Du bis zum Marschall gelangen kannst. . .“

Er war bewegter, als er zugestehen wollte. Er umarmte Rochereuil und den Abbé, drückte dem Italiener die Hand, grüßte und ging hinaus.

„Wann wird er wieder bei der Armee sein?“ fragte Rochereuil.

„O, bald!“ erwiderte der Italiener. „Er wird mit seinem Kollwagen nur bis Tours fahren. Dort wird er in einer neuen Verkleidung die Post benutzen, und in Paris verwandelt er sich wieder in den Generalstabsoffizier. Aber meine Herren, wir müssen uns trennen, es ist Zeit. Wollen Sie mir folgen, mein Herr,“ sagte er zu Fouché; „die Nacht ist finster, Sie würden Ihren Weg in diesen wenig gepflegten Gärten nicht leicht finden. Ich werde Sie bis zur Hintertür des Bürgermeisterhauses führen.“

„Ah, Sie sind bei Herrn Bourgeois abgestiegen?“ sagte der Abbé. Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann.“

„Ja, und was mehr ist, er gehört mir.“

„Aber da muß er ja in Todesängsten sein.“

„Gewiß, aber er wagt nicht einmal seine Furcht zu zeigen. Wir kennen uns seit 92. Er wird mich übrigens bald los. Morgen Vormittag fahre ich ab. Ich habe einen Abstecher nach Poitiers gemacht, um Sie zu sehen, aber es ist unerlässlich, daß ich mich so bald wie möglich in Mailand zeige. Ich lasse Jacotin hier, der unser Vermittler sein wird. Er ist sehr geschickt, beinahe ehrlich, und mir ergeben. Ich habe ihn oft auf die Probe gestellt, und er hat mich nie verrathen.“

„Hat er andere verrathen?“

„Vielleicht, dann aber aus Passion; er ist seinem Beruf ganz und gar ergeben und hängt nicht zu sehr am Gelde. In diesem Augenblick ist es seine fixe Idee, sich an Acvigo zu rächen, der ihn fortgejagt hat. Seien Sie im übrigen vorsichtig und sagen Sie ihm nur das Nöthigste. Er erräth ohnehin schon zu viel.“

„Es ist schlimm, daß man sich solcher Werkzeuge bedienen muß.“

„Es ist schlimm, aber nicht zu umgehen. Adieu, Herr Rochereuil; auf Wiedersehen Herr Abbé. Herr Michel, ich folge Ihnen.“

Als sie fortgegangen, herrschte zwischen Rochereuil und dem Abbé für eine Weile Schweigen.

„Um welche Stunde erwartet Descoffes uns?“ fragte der Abbé.

„Um zwei Uhr früh,“ erwiderte Rochereuil; „es ist kaum zwölf.“

„Wird Juliette zurückkommen?“

„Ja, sie sollte schon hier sein, vorausgesetzt, daß ihr mitten in der Nacht allein auf der Straße nichts zugestoßen ist.“

XIII.

General-Polizeiministerium.
Kabinet des Ministers.

Bericht Nr. 8421.

Er. Excellenz dem Herrn Herzog von Novigo.

Poitiers, im September 1813.

Herr Minister!

Ich bestätige Ew. Excellenz den Inhalt meiner Depesche von heute Vormittag. Es ist dringend nöthig, daß die Person des Herrn Pavie, genannt der „Mann mit den großen Taschen“ auf das Sorgfältigste überwacht wird. Er wird wahrscheinlich morgen in Paris ankommen. Dieser Mensch hat zweifellos die Schlüssel zu der ganzen Sache in der Hand. Ich beharre bei meiner Ansicht, daß Rochereuil und der Abbé Georget nur einen untergeordneten Rang in der geheimen Gesellschaft bekleiden. In jedem Falle sind sie jetzt auf vollständige Unthätigkeit beschränkt. Der Gefängnisinspektor ist sehr intelligent, und seine Pensionäre können keine Bewegung machen, die mir nicht genau berichtet wird. Während der zwei Stunden, in denen sie ihnen erlaubt ist, mit einander zu verkehren, spielen sie Trietrac. Abbé Georget empfängt keine Besuche. Rochereuil sieht nur seine Mutter. Diese ist eine sehr respectable Dame,

die in Poitiers viel Achtung genießt; dies hat mich indes nicht gehindert, sie eines Tages beim Verlassen des Gefängnisses zu durchsuchen. Sie hatte jedoch nichts bei sich. Frau Rochereuil lebt mit ihrem jüngsten Sohne sehr zurückgezogen. Ich habe natürlich geglaubt, daß dieser junge Mann zusammen mit dem Mädchen, von dem ich Ihnen bereits gesprochen habe, zwischen seinem Bruder und den Uebrigen als Vermittler diene. Seine Ausgänge sind vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen bewacht worden, und ich habe nichts Verdächtiges entdecken können mit Ausnahme des gestrigen Tages. Doch dies bezieht sich mehr auf den „Mann mit den großen Taschen“, und ich werde sogleich darauf zurückkommen.

Louis Rochereuil geht zuweilen zu Juliette Lefrançois; das ist ganz natürlich: er langweilt sich und will sich bei der Geliebten seines Bruders zerstreuen, in die er ebenfalls verliebt ist, ohne daß er es vielleicht weiß. Ich nenne sie Rochereuil's Geliebte; das Mädchen behauptet dagegen, daß sie nur die Freundin Rochereuil's sei, der den Frauen sehr gefällt und vor einiger Zeit Beziehungen zu einer Frau von Pungarrean unterhalten hat. Ich habe sie ebenfalls überwacht, aber sie denkt schon lange nicht mehr an Rochereuil und hat ihm einen Nachfolger gegeben. Kurz, Louis Rochereuil und Juliette haben uns noch keinen Anhaltspunkt gegeben. Sie sind auf der Hut, aber so als wenn ihnen empfohlen worden wäre, im allgemeinen mißtrauisch zu sein. Es scheint nicht, als ob sie in diesem Augenblicke etwas zu verbergen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Die geologische Wand in Humboldtthain.

Im Humboldtthain, dem lieblichen Parke, den die Berliner Stadtverwaltung für den fabrikreichen Norden als Lust und Leben spendende Lunge angelegt hat, befindet sich eine den meisten Berlinern unbekanntes Sehenswürdigkeit, die ein treffliches Anschauungsmittel für jeden bildet, der sich einen Einblick in den Bau der Erdrinde verschaffen will: die sogenannte geologische Wand.

Die mosaikische Schöpfungsgeschichte, die das phantastische Bild enthält, welches sich die alten Hebräer von der Erschaffung der Welt bildeten, und die im Volke der Denker merkwürdigerweise noch heute den Kindern in unseren Schulen vermöge der Autorität der Lehrer unter dem Schein absoluter Wahrheit gelehrt wird, läßt sich allerdings mit der Schöpfungsgeschichte, die uns die Erdrinde erzählt, nicht in Einklang bringen. Nicht von 6000 Jahren, wie die Bibel, sondern von ungezählten Millionen und Billionen von Jahren giebt uns die Sprache der Gesteine Kunde. Am dritten Tage schuf Gott nach dem Berichte Moiss die Sonne, damit sie der zwei Tage alten Erde fortan am Tage leuchte; die Naturforscher nehmen dagegen an, daß die Erde ein Kind der Sonne, aus der Sonne entstanden sei. Die Materie, welche heute die Sonne und die Planeten bildet, dehnte sich einst in sein vertheiltem gasigen Zustande über unermessliche Räume bis zu den Grenzen unseres Planetensystems aus. Da die ganze Masse in einer Rotationsbewegung begriffen war, so wurden durch die Kraft des Umschwungs am Aequator Theile losgeschleudert, die sich zu einer Kugel zusammenballend den sich zusammenschließenden Hauptkörper nunmehr als Planet umkreisen mußten. In dem dieser Vorgang sich mehrmals wiederholte, entstanden die verschiedenen Planeten, unter ihnen auch die von uns bewohnte Erde, während der Rest der großen Gasmasse sich bis zur heutigen Sonne verdichtet hat.

Nach dieser Anschauung ist die Erde selbst ein sonnenähnlicher Körper gewesen, der nur sehr allmählig seine Wärme und sein Licht an den kalten Weltraum ausstrahlte, bis sich schließlich auf ihm eine harte Rinde bildete, die das feurige Innere umschließt und durch die langsame Erhaltung des Ganzen stets dicker und fester wird. Ist auch die in obigem kurz skizzierte Anschauung von der Entstehung der Erde aus der Sonne nur eine Hypothese, eine wenn auch sehr wahrscheinliche, so doch nicht durch unumstößliche Thatsachen bewiesene Annahme, so ist das allmähliche Entstehen der Erdrinde durch die Erhaltung des Ganzen eine Thatsache, von der diese Erdrinde selbst und die Vorgänge, die wir noch täglich auf ihr beobachten können, überdeutliches Zeugniß ablegen. Noch heute brechen zuweilen aus den Vulkanen ungeheurer flüssiger Gluthmassen hervor, die sich über weite Gegenden ergießen, alles organische Leben auf ihnen vernichtend und unter sich begrabend. Allmählig erkaltend, bilden jetzt die aus der Tiefe gekommenen Massen die feste Oberfläche, auf der sich von neuem wieder Menschen ansiedeln, die bisweilen erst nach mehreren Jahrhunderten und selbst Jahrtausenden die Ueberreste einer untergegangenen Kultur durch Ausgrabungen aus der Tiefe, der früheren Oberfläche der Erde, hervorholen.

Doch sind diese gelegentlichen Ausbrüche, wodurch plötzliche, gewaltsame Aenderungen der Erdoberfläche hervorgerufen werden, nicht so überaus häufig, daß sie dieselbe Rolle spielen, wie die

langsam, aber stetig wirkende Kraft des Wassers. Durch diese wird beständig die Rüste des Festlandes zernagt, die Flüsse führen dauernd Bestandtheile der hohen Gebirge, die ihnen die Bäche aus den Bergen zuführen, zum Meere; im Meere wieder werden beständig die unlöslichen Bestandtheile als Kies, Sand und Schlamm abgelagert, und bilden so die Grundlage für die sogenannten Sedimentgesteine, die hier, wenn das Meerwasser zurückgetreten sein wird, die künftige Oberfläche bilden werden. Daß langsame Veränderungen in der Lage der Kontinente und Meere eintreten, zeigt die unzweifelhafte Beobachtung der heute bestehenden Festlandsmassen, und es ist daher ganz zweifellos, daß überall, wo die Erdoberfläche durch geschichtete Massen, durch Sedimentgesteine, gebildet ist, ehemals die Wogen des Meeres über sie hingingen.

Legen so die Gesteine, aus denen die Erdrinde besteht, deutliches Zeugniß ab von gewaltigen Veränderungen, zu deren Vollenbung Millionen von Jahren nöthig waren, so scheint doch kein Anhalt dafür geboten, die Zeit dieser Umwandlungen und Bildungen auch nur einigermaßen zu bestimmen. Allerdings läßt sich bei den geschichteten Gesteinen annehmen, daß die ältesten Ablagerungen am tiefsten liegen, daß die neuen Ablagerungen immer sich auf die alten aufgelagert haben. Wenn man so auch in manchen Gegenden sich ein ziemlich zutreffendes Bild von der relativen Aufeinanderfolge der Gesteinsmassen und der Zeiten, in denen sie sich bildeten, machen kann, so würde man doch über das gleichzeitige oder nicht gleichzeitige Vorkommen verschiedener Gesteine in verschiedenen Gegenden gar nichts entscheiden können. Aber in diesen Gesteinen finden sich die Reden, allerdings nur durch ihre Anwesenheit redenden Ueberreste der Thiere und Pflanzen, die zu jener Zeit das Meer und das Land bevölkerten. Beständig sinken ja auch die Reste der Thiere und Pflanzen zu Boden und werden in dem sandigen und thonigen Schlamm eingebettet; in diesen werden sie fest eingepreßt und zeigen ihre Formen als Fossilien und Petrefakten, d. i. Versteinerungen, noch nach Millionen von Jahren, wenn der damalige Schlamm feste Gesteinsmassen bildet.

So spärlich diese Ueberreste des vergangenen Lebens auf der Erde auch sind, so wichtig sind sie für die Erforschung der Geschichte der Erde geworden. Die Versteinerungen in den unteren, von den Bergleuten „liegende“ genannten Schichten müssen naturgemäß älter sein, als die in den oberen „hängenden“ Schichten. Da nun die Lebensformen auf der Erde einem stetigen, durch den Wandel der äußeren Verhältnisse bedingten Umwandlungsprozesse unterworfen sind, so zeigt jede Schicht ihre eigenthümliche Formen, eine Fauna und Flora, die speziell der Zeit ihrer Bildung zukommt; somit hat die genaue Erforschung der auf einander folgenden Schichten der Erdrinde und ihrer zugehörigen Versteinerungen die Möglichkeit gegeben, durch die Versteinerungen, die man in einer etwa neu aufgefundenen Schicht findet, deren Zeitalter zu bestimmen, wohl verstanden, nicht etwa die Zeit ihrer Bildung in einer bestimmten Anzahl von Jahren, etwa 100 Millionen Jahre vor Christi Geburt, sondern ihre Zeit in bezug auf andere Schichten; es ist also möglich, zu bestimmen, mit welchen sie gleichzeitig gebildet wurde, welche schon vor ihr da waren und welche sich erst später gebildet haben. Wie viel Jahrhunderte oder Jahrtausende oder auch Jahrtausenden jedoch zur Bildung jeder einzelnen Schicht nothwendig waren, entzieht sich völlig unserer Kenntniß.

Durch das sorgfältige Studium der Erdrinde in den verschiedenen Ländern und der in ihr enthaltenen Versteinerungen ist es möglich gewesen, eine bestimmte Aufeinanderfolge der Schichten festzustellen, so daß man die Geschichte der Bildung der Erdrinde und der Entwicklung des Lebens auf der Erde, wenigstens in großen Umrissen, heute kennt.

Dies in einem anschaulichen Bilde darzustellen, ist die Aufgabe der etwas über Manneshöhe hohen und wohl zwanzig Meter langen geologischen Wand. Schon die flüchtige Betrachtung zeigt das ungemessene Ueberwiegen der geschichteten Gesteine über die sogenannten Massengesteine, deren Entstehung man sich analog dem heute zuweilen beobachteten vulkanischen Emporbringen von Gesteinsmassen denkt. Der Gipfel von Feld XVII*) ist z. B. durch alte Lava gebildet, und daneben befindet sich, nach Feld XVIII zu, ein großer Basaltkegel, der wohl ebenfalls vulkanischen Ursprungs ist. Dagegen nimmt bei dem in den beiden ersten Feldern vertretenen Granit, auch ein Massengestein, wegen seiner körnigen Struktur an, daß er bei seiner Bildung nicht sofort bis an die Oberfläche gedrungen ist, sondern daß er sich in unterirdischen Hohlräumen angesammelt und durch seine ganze Masse hindurch gleichmäßig abgekühlt habe. Die Gesteine werden daher auch als Tiefengesteine bezeichnet.

In den ersten Feldern, die die ältesten Gesteinsformationen darstellen, befinden sich außer den Massengesteinen noch verschiedene Arten der sogenannten kristallinen Schiefer, wie Gneis, Hornblendeschiefer, Glimmerschiefer etc.; nach ihrem geschichteten Aussehen könnte man sie für echte Sedimentgesteine halten, die jedoch erst bei Feld V beginnen. Die kristallinen Schiefer nehmen zwischen diesen und den Massengesteinen eine merkwürdige Zwischenstellung ein; ihre deutliche Schichtung würde sie den ersteren anreihen,

*) Gesamtheit der Thier- und Pflanzenwelt.

**) Die Wand ist in 18 durch Höhen bezeichnete Felder getheilt.

während der Gehalt an Mineralien ihre Zugehörigkeit zu den Tiefengesteinen anzudeuten scheint. Vollständige Klarheit herrscht über ihre Entstehung noch nicht.

Betrachtet man die einzelnen Felder der Wand, so fällt vor allem auf, daß nur die wenigsten Schichten horizontal liegen, während sich die Sedimente doch ursprünglich horizontal abgesetzt haben müssen. Man beobachtet an ihnen die verschiedensten Neigungen selbst bis zu 90 Grad, so daß sie geradezu vertikal stehen. Wir wissen aber, daß der Erdboden sich an manchen Stellen gehoben, an manchen gesenkt hat; hebt sich ein Gebiet, so müssen die Schichten eine geneigte Stellung annehmen, wie man sich leicht klar machen kann. Breitet man zum Beispiel eine Reihe Tächer auf einem Tisch aus, die nun die horizontalen Sedimentschichten darstellen sollen, und erhebt ihre Mitte, indem man etwa einen flachen Teller unter sie schiebt, so werden die Enden geneigt sein. Preßt man die Tächer seitlich zusammen, so werden sie sich falten, und solche Faltungen beobachtet man auch an manchen Schichten der Erdrinde. Freilich müssen es ungeheure Kräfte gewesen sein, die im Stande waren, das harte, spröde Gestein so zu biegen und zu falten, wie wir es mit den weichen, nachgiebigen Tächern thun. Zuweilen freilich waren die Anforderungen, die die pressenden Kräfte an das Gestein stellten, zu groß; dann brachen und barsten die Steine entzwei, es bildeten sich „Verwerfungen“, die, wo sie vorkommen, die Arbeiten in den Bergwerken außerordentlich erschweren.

Die zahlreichen Einzelheiten, welche die Wand in den verschiedensten Theilen zeigt, kann man natürlich nicht bei einem einmaligen kurzen Besuche erfassen; leider ist sie nur selten zu besichtigen, nur Mittwoch und Sonnabends von 1-6 Uhr. Den Grund hierfür vermag ich nicht einzusehen; es würde mir richtig erscheinen, wenn der Besuch dem Publikum möglichst oft freistände.

b. b.

Kleines Feuilleton.

Das Jubiläum des Chloroforms. Am 4. November 1897 sind es fünfzig Jahre, daß J. J. Simpson, Professor der Geburtshilfe in Edinburgh, die Verwendbarkeit des Chloroforms zur allgemeinen Narkose (Betäubung) entdeckte. Bis dahin waren nur zwei Mittel bekannt, mit deren Hilfe es möglich war, zu „narkotisieren“, d. h. Menschen oder Thiere bewußtlos zu machen, so daß sie von Operationen, welche an ihnen vorgenommen werden, nichts verspüren. Das erste dieser Mittel war das Stickstoff-Oxydulgas — auch Lachgas genannt — welches der amerikanische Zahnarzt Horace Wells im Jahre 1844 zuerst zur Narkose verwandte. Das Mittel eignet sich aus verschiedenen Gründen nicht für länger dauernde Eingriffe und für den Gebrauch außerhalb des Krankenhauses, bez. der Wohnung des Arztes; es hat daher nur in der Zahnheilkunde allgemeine Anwendung gefunden. Die Narkose als Hilfsmittel bei größeren Operationen erlangte erst weitere Verbreitung, nachdem im Jahre 1846 ein Schüler von Wells, Morton, gelehrt hatte, den Schwefeläther — auch schlechthin Aether genannt — für diese Zwecke zu gebrauchen. In der Geburtshilfe wurde die Narkose zuerst von J. J. Simpson angewendet, den dann seine weiteren Versuche auf das Chloroform führten. Das Chloroform verdrängte aus Gründen, die hier nicht erörtert werden können, bald die anderen Betäubungsmittel fast vollständig, so daß außerhalb der Fachkreise das Wort „chloroformieren“ vielsach für gleichbedeutend mit „narkotisieren“ gehalten wird. Und die allgemeine Anwendung der Chloroformnarkose ermöglichte — neben der von Lister eingeführten antiseptischen Methode (Verfahren zur Vernichtung der Entzündungs- und Giterungserreger) — erst die gewaltigen Fortschritte, welche die Chirurgie in den letzten Jahrzehnten gemacht hat. Ohne Mittel zur Betäubung der Kranken hätte man überhaupt nicht daran denken können, so eingreifende und daher schmerzhaft Operationen vorzunehmen, wie sie von Chirurgen gegenwärtig mit überwiegend glücklichem Erfolge durchgeführt werden. Andererseits ist zu bedenken, daß das Chloroform kein ganz ungefährliches Mittel ist. In vereinzelten Fällen geht die Betäubung unmittelbar in den Tod über, indem nicht allein das Bewußtsein und die willkürlichen Bewegungen durch den Einfluß des Chloroforms auf das Gehirn aufgehoben, sondern auch Athmung und Herz zum Stillstand gebracht werden. Wie häufig die Chloroformnarkose einen so traurigen Ausgang hat, läßt sich u. a. deshalb nicht mit Sicherheit sagen, weil Herz und Athmung während einer Operation auch durch andere Ursachen zum Stillstand gebracht werden können. So wird berichtet, daß Simpson, als er zum ersten Male das Chloroform bei einem Kranken anwenden wollte, im letzten Augenblick durch äußere Umstände daran gehindert wurde; der Kranke aber, der nun ohne Narkose operirt wurde, starb plötzlich schon nach dem ersten Schnitt. Jedenfalls kommt auf weit über tausend Narkosen erst ein Todesfall. Die Bemühungen, diese Zahl noch zu vermindern, haben dazu geführt, eine Anzahl von Mitteln zur Narkose zu versuchen, ohne daß es jedoch gelungen wäre, das Chloroform ganz entbehrlich zu machen. —

C. F.

— Ein Schweizerischer Brauch. Im Kanton Appenzell-Außerroden wird von einem Landesweibel, der bei der jedes Jahr stattfindenden, oft zwölftausendköpfigen, im Freien tagenden Landesgemeinde-Verammlung alle Abstimmungen und Wahlen auszurufen und zu leiten hat, in erster Linie eine sehr kräftige Stimme

verlangt. Damit die Landesgemeinde selbst urtheilen kann, müssen die Bewerber um diese Stelle ihr Gesicht der Landesgemeinde mündlich vortragen. Die Rede des vor einiger Zeit neugewählten Landesweibel, Emil Tobler, lautet, der „Stangen'schen Verkehrs-Zeitung“ zufolge: „Herr Landammann, geehrte Herren, getreue, liebe Mitlandleute und Bundesgenossen! Ich wage, vor der versammelten Landesgemeinde mich als Aspirant um das Amt eines Landesweibels Gurer Guntz zu empfehlen. Mein Name ist Emil Tobler, bürgerlich, von Luzenberg, auferzogen in Wald und wohnhaft in Walzenhausen. Da ich hier in Trogen — dort fand die Landesgemeinde-Verammlung statt — die Realschulbildung genossen und nachher den Beruf eines Schriftsetzers getrieben habe, darf ich mir schmeicheln, in sämmtlichen schriftlichen Arbeiten wohlbewandert zu sein, und alle Funktionen, die einem Landesweibel das Jahr hindurch übertragen werden, zur besten Zufriedenheit der Vorgesetzten versehen zu können, und daß meine Stimme die Kraft und Vollständigkeit besitzt, um eine würdige Landesgemeinde-Verammlung zu beherrschen, um in jedes Plätzchen hinaus vernommen zu werden, und ob ich den Muth in mir fühle, eine so ehrwürdige und so zahlreiche Verammlung anzureden, davon, liebe Mitbürger, könnt Ihr Euch jetzt selbst überzeugen. Sollte meine Stimme noch zu schwach befunden werden, so hat es Aerzte genug in unserem Ländchen, um sie kuriren zu können, und mein Patriotismus geht so weit, daß ich keine anderen als nur appenzellische Willen schluden werde. Zudem ich mich Euerem Wohlwollen empfehle, bleibe ich dem Wahlspruche getreu: „Tritt frisch auf, thü's Mant auf und hör bald auf!“ —

Literarisches.

n. A. v. Billámoj: „Mordende Frauen.“ Berlin. 1897. August Deubner. — Der Inhalt der ersten Novelle „Die Sünderin“, ist direkt widerlich; der Form nach sieht sie auf der denkbar niedrigsten Stufe literarischen Könnens. Ein betrogener Chemann ertappt seine fast 50 Jahre alte Frau und seine häßliche, einäugige Tochter bei einem ekelhaften Gelage mit dem buckeligen Liebhaber beider. Er prügelt die Drei ganz barbarisch durch und wird von seiner Frau erschossen. — Der Stoff der zweiten Erzählung, „Die Märtyrin“ ist wenigstens sauber; aber die ungeschickte Hand des Verfassers verdirbt auch hier alles. Schwere Noth ist über eine Arbeiterfamilie hereingebrochen. Der Mann ist ein Faulenger und Säurer, die Frau, vom Glend zerrieben, unfähig zur Arbeit. Hätten sie nicht einen Sohn, einen kaum der Schule entwachsenen Burschen, der wöchentlich 3-4 Gulden verdient, sie wären verhungert. Eines Abends, nachdem die Mutter wieder einmal die ganze Verzweiflung und Demüthigung ihrer Nothlage durchkostet hat, kommt der Sohn betrunken nach Hause und schimpft über die Waffersuppe, die man ihm vorsetzt. Die Mutter verliert in ihrem gereizten Zustande alle Besinnung und schießt den Burschen mit dem Brotmesser nieder. Hätte der Verfasser seine Erzählung hier beendet, so wäre die Leistung wenigstens eine mittelmäßige geblieben. Statt dessen hat er es für nöthig gehalten, einen langen Schluß zu schreiben, in dem er das Seelenleben der Mörderin zu zergliedern sucht. Dies ist ihm aber so gründlich mißlungen, daß man diese zweite Novelle der ersten würdig zur Seite stellen kann. —

Erziehung und Unterricht.

— Die Wissenschaft im Obotritenlande. Das orthodoxe „Mecklenburger Schulblatt“ wendet sich gegen die Absicht, den naturwissenschaftlichen Unterricht in den Lehrplan der mecklenburgischen Volksschulen aufzunehmen, mit den Worten: „Hüte Dich vor dem ersten Schritt, noch stehst Du unberührt von dem falschen Gözen der Wissenschaft. Hast Du diesem Satan erst den kleinen Finger gegeben, so erfaßt er nach und nach die ganze Hand. Du bist ihm rettungslos verfallen, mit geheimer Zauberkraft umgarnt er Dich und führt Dich hin an den Baum der Erkenntniß, und hast Du einmal davon gekostet, so zieht er Dich immerwieder mit magischer Gewalt zu dem Baume zurück, ganz zu erkennen, was wahr und was falsch, was gut und was böse sei. Wahre Dir das Paradies Deiner wissenschaftlichen Unschuld!“ —

Aus dem Thierreiche.

— „Pulex, der Springer im braunen Trikot“, ist ein Dunkelmann, nicht nur seinem ganzen Dasein, sondern auch seiner Herkunft nach. Bislang haben sich die Zoologen vergebens bemüht, seine Abstammung und Verwandtschaft zu ermitteln. Im allgemeinen wird er den Fliegen zugesellt, aber diese Zuordnung hat vielen Widerspruch erregt, und es ist jetzt üblich geworden, die Flöhe als Vertreter einer besonderen Insektenordnung anzusehen. Nun endlich scheint ihre Verwandtschaft sich aufklären zu wollen. Professor Friedrich Dahl in Kiel hat nämlich, wie er dem „Zoologischen Anzeiger“ mittheilt, unter den Insekten, die er aus dem Bismarck-Archipel heimgebracht, eine Buckelfliege (Phorida) mit heimggebracht, die in einer Reihe von Merkmalen mit den Flöhen übereinstimmt. Vor allem fehlen ihr Flügel und die kleinen gekielten Knöchelchen (Schwingkölbchen), die bei den Fliegen an der Stelle stehen, wo andere Insekten, wie Schmetterlinge, Bienen u. s. w. ein zweites Flügelpaar tragen. Der Brusttheil des Körpers (Thorax), der bei den geflügelten Phoriden weit länger und dicker ist, als der Kopf, ist bei dem neuen Insekt viel kleiner als dieser, ein Zeichen, daß auch die Flugmuskeln fehlen oder verkümmert sind. Auch bei den Flöhen ist die Brust sehr kurz und dünn, und tritt gegenüber dem mächtigen Hinterleibe sehr zurück. Professor Dahl hat das von ihm entdeckte Thier mit dem Gattungsg-

namen Puliciphora belegt, um anzudeuten, daß es eine Zwischenform zwischen Phoriden (Buckelfliegen) und den Puliciden (Blöhen) bildet. Die Art nennt er lucifera, „da sie zum ersten Male Licht in eine dunkle Sache zu bringen scheint“. Puliciphora lucifera ist braungelb, oben fast schwarzbraun. Die Größe des Weibchens schwankt zwischen $\frac{3}{4}$ und $1\frac{1}{4}$ Millimeter; das Männchen ist kleiner, nur etwa $\frac{2}{3}$ Millimeter lang. Professor Dahl fand das Thier zahlreich in den Fängen, die er mit einem todtten Vogel als Köder im Bismarck-Archipel gemacht hat. Einige wenige Exemplare wurden neben anderen Käsinsekten auf der unangenehm nach Aas riechenden, fast bodenständigen Blüthe von Amorphophallus, einer Aroidee, gefunden. Puliciphora ist also entschieden ein Aasfresser wie die anderen Phoriden. —

Geologisches.

— Erdbeben im Vogtland und im Egerland. Der „Köln. Ztg.“ wird unterm 1. November aus Plauen geschrieben: Eine ganze Woche hindurch ist der südliche Theil des sächsischen Vogtlandes und das angrenzende Egerland durch häufig sich wiederholende Erdstöße beunruhigt und am letzten Tage der Woche, wo die Erderschütterungen stärker und andauernder wurden, in wirkliche Sorge und Furcht versetzt worden; doch ist das Naturereigniß bis jetzt vorübergegangen, ohne wesentlichen Schaden anzurichten. Die Gegend in der weiteren Umgebung des Kammerbühls bei Franzensbad, den Goethe, wie spätere geologische Untersuchungen ergeben haben, mit Recht für einen erloschenen Vulkan hielt, gehört zu den erdbebenreichsten in Deutschland und wird seit etwa 120 Jahren in jedem Jahrzehnt ein oder mehrere Male von Erderschütterungen betroffen. Die Ursache der Häufigkeit dieser Erscheinung, gerade in der Gegend zwischen Hof in Bayern und dem sächsischen Erzgebirge glauben die Geologen aus den bisherigen Beobachtungen über den Verlauf der Erdstöße erkannt zu haben. Nichtet man nämlich auf die geologische Beschaffenheit der betroffenen vogtländischen Landstriche und die Richtung, welche die Bodenbewegung zu nehmen schien, so ergibt sich, daß die Erdbeben mit dem Gesteinsaufbau des Vogtlandes in engem Zusammenhang stehen. Dem (nach Prof. Credners „Schrumpfungstheorie“) noch in langsamer Hebung begriffenen Erzgebirge parallel laufen kleinere Gesteinsfallen. In ihnen findet fortwährend noch ein seitliches Schieben und Drängen statt. Wo die Spannung in den starren Massen zu groß wird, bersten sie und an schon vorhandenen Bruchstellen verschieben sie sich um ein geringes. Wir vernehmen diesen Vorgang als Erdbeben mit kanonenschnartem Getöse, wie es auch in der verfloffenen Woche wieder an verschiedenen Orten die Erdstöße begleitet hat. Am häufigsten muß dies auf kleinerem Raume vorkommen, wo ein Landstrich besonders reich an Gesteinsfallen und Verwerfungen ist. Nun stellt das Vogtland in der That ein wahres Netzwerk von Gesteinsfallen dar, wie die vom Staate veranlaßte Aufnahme der geologischen Karte von Sachsen ergeben hat, und es läßt sich der Verlauf der in den letzten zwanzig Jahren im Vogtlande beobachteten Erdbeben mit dem Verlaufe dieser Gesteinsfallen überraschend leicht in ursächlichen Zusammenhang bringen, sodas man vulkanische Einwirkungen nicht anzunehmen nöthig hat. —

Technisches.

— Eiseneisbrecher für Forschungs- und Schifffahrtzwecke im Eismeer will die russische Regierung auf Anregung des Admirals Makarow bauen lassen. Es sollen vier Eisbrecher von je 10 000 Tons gebaut werden, die mit Maschinen von 53 000 Pferdekraften arbeiten und im Stande sein sollen, mit einer Geschwindigkeit von zwei Knoten die Stunde durch 12 Fuß dickes Kerneis zu gehen. Zwei Eisbrecher sind dazu bestimmt, die Schifffahrt im Karischen Meer und im Jenissei aufrecht zu erhalten, die andern beiden sollen in der Ostsee und im Finnischen Meerbusen Verwendung finden. Alle Eisbrecher werden so eingerichtet, daß sie zusammengepoppelt werden und so unter Anwendung von Puffern ohne Gefahr für die Fahrzeuge selbst eine unerhörte Kraft entwickeln können. In dieser Beziehung sind auf dem Michigansee in Amerika gute Erfahrungen gesammelt worden. Wahrscheinlich werden zunächst die für den Jenissei bestimmten Eisbrecher gebaut werden. Die für die Ostsee bestimmten Eisbrecher sollen nach Makarow's Idee nach beendeter Winterarbeit nach Spitzbergen gehen und außer Forschungen im Eismeer versuchen, bis zum Nordpol vorzubringen. Eisbrecher von der beabsichtigten Stärke sind, wie erwähnt, im Stande, 12 Fuß dickes Kerneis zu durchbohren. Im August ist das Polareis halb so schwach wie Kerneis. Berücksichtigt man nun, daß das Polareis eine Dicke von 4 Metern erreicht und im Laufe des Sommers um 1 Meter schmilzt, so daß es im Herbst nur 3 Meter dick ist, sowie daß die zusammengeschraubten Eismassen nicht ganz zusammenfrieren, so muß die Erreichung des Nordpols mittels Eisbrecher als möglich erscheinen, sofern kein Land die Annäherung verhindert. Da der „Fram“ aber auf dem 86. Breitengrad 3500—4000 Faden tiefes Wasser gefunden hat, kann nicht angenommen werden, daß der Meeresboden plötzlich wieder so bedeutend steigen sollte. —

— Der Erfinder der Dampfturbinen-Schiffe, G. A. Parsons, will in Newcastle einen Torpedofänger bauen, welcher 36—40 Knoten Fahrt haben wird. Außer der Parsons'schen „Turbinia“ ist bisher noch kein Fahrzeug gebaut worden, welches mehr als 32 Knoten lief. Die Reihzahl der englischen Schiffs-

ingenieure sind der Ansicht, daß sich das Parsons'sche Dampfturbinen-System ohne erhebliche Schwierigkeiten auf Dzeandampfer und Kriegsschiffe anwenden lassen wird. —

Humoristisches.

— Der Teufel im Café. Der Kaufmann Joseph B. ist Stammgast eines Kaffeehauses in Wien. Der Mann lebt in guten Verhältnissen und ist seines Humors wegen überall beliebt. Zu seiner feiner Schwächen gehört oder vielmehr gehörte, daß er in seinem Kaffeehause, sobald er auf irgend einer Tasse ein Stückchen Zucker liegen sah, dieses sofort annectirte, um seinem Kaffee so viel Süßigkeit wie möglich zu verkeihen. Sprach B. bei Tische mit einem Freunde, der ein Stück Zucker auf der Tasse liegen hatte, dann suchte seine Hand langsam aber sicher in die Nähe des Zuckerstückes zu gelangen. Im gegebenen Moment wußte er dem Gespräch eine so interessante Wendung zu geben, daß sein Gegenüber ganz Ohr war, ein fähner Griff und — der Zucker war stibigt. Alle kannten diese Schwäche des Herrn B. und lachten darüber. Ein gleichfalls das Kaffeehaus frequentirender Uhrmacher beschloß aber, seinem Freunde B. einen Schabernack zu spielen. Mit großer Nähe präparirte der Uhrmacher zwei Zuckerstücke, die er spaltete, innen aushöhlte, in jedes ein Brausepulver hineinprattirte und sie wieder verschloß. Die Gäste des Kaffeehauses kamen diesmal früher als sonst zum Schwarzen. Alles wartete gespannt auf B. Dieser betrat das Lokal und bestellte sich seinen Schwarzen. Der Uhrmacher, der am gleichen Tische mit B. saß, hatte seinen Schwarzen bereits getrunken, zwei Zuckerstücke lagen auf der Tasse. B. sah die zwei Stücke Zucker, und da sich der Uhrmacher eben abwendete, benutzte er die gute Gelegenheit, sie schnell in der eigenen Mokkaschale verschwinden zu lassen. Da drehte sich der Uhrmacher auch schon wieder um. Herr B. nahm die Schale in die Hand, machte das unschuldigste Gesicht von der Welt und begann unruhig. Da — was war das? Der Schwarze begann zu siedeln, zu wallen und zu zischen — und vor lauter Schreck ließ Herr B. die Schale fallen. Das Gelächter der schadenfrohen Gäste erschütterte das Lokal. —

Vermischtes vom Tage.

y. Einen 8 Zentimeter langen Nagel hatte vor etwa 3 Jahren der jetzt 6jährige Sohn eines Malermeisters in Lutter a. Bbg. verschluckt. Dieser Tage stellte sich bei dem Knaben plötzlich ein Husten ein und im Verlaufe desselben brach der Knabe den von der Magensäure halbaufgezehrten Nagel mit etwas geronnenem Blute aus. —

— Beim Hochwasser in Hirschberg war der Jäger Dunkel, nachdem er mehrere Personen gerettet hatte, ertrunken. Jetzt ist seine Mutter in Trübsinn verfallen und hat sich in der Reisse ertränkt. —

— In Ugstein bei Dürkheim a. S. erhängte sich ein Ackerer. Bevor er das that, stieg er in seinen Keller hinab und ließ ein Faß auslaufen, das 1400 Liter Wein enthielt. —

— Eisenbahn-Unfälle. Auf der Strecke Wittmannsdorf—Gutenstein (Niederösterreich) ist am Dienstag Abend die Lokomotive und zehn Wagen eines Güterzuges entgleist. Ein Hilfsbremser wurde getödtet, zwei Personen wurden schwer, eine Person wurde leicht verletzt. — In der Nähe der Station Szabatsgalas (Ungarn) streifte der Orient-Expresszug einen ihm begegnenden Güterzug. Die Lokomotive des Expresszuges und drei Waggons des Güterzuges entgleisten. Ein Bremser wurde verwundet. —

— In Graz kam es zwischen deutschen und slavischen Studenten zu einem blutigen Zusammenstoß; es gab sechs Verwundete. Mehrere Personen wurden verhaftet. —

— In der Grube der österreichisch-ungarischen Staats-Eisenbahngesellschaft zu Reschitz fand ein großer Einsturz statt, bei dem zwei Arbeiter getödtet wurden. —

— Im Gebirgsdorf St. Sorlin bei St. Jean de Maurienne sind 37 Häuser niedergebrannt; 40 Familien sind obdachlos. —

— Wie die englische medizinische Zeitschrift „The Lancet“ mittheilt, hat Dr. A. M. Berger in der Bibliothek des Vatikans eine Sammlung von Ordinationen und Vorschriften zur Behandlung von Augenleiden vorgefunden, die von der Hand Michel Angelos herrühren. Berger hat die Schriftstücke im italienischen Original mit deutschem Kommentar veröffentlicht. —

— In Patras, Zante und Missolungi (Griechenland) wurden starke Erdstöße verspürt; am heftigsten trat das Erdbeben in Lepkas auf. —

— Valencia, 3. November. Der Turia-Fluß überfluthete einen ganzen Stadttheil. Der Schaden ist beträchtlich. —

— In London hat sich der 78jährige Komponist und Gesangslehrer Borschizki, dem Erblinden drohte, die Kehle abgeschnitten. Sein letztes Geld wandte er an den Druck seiner Manuscripte. —

— Bei einem Pferderennen, das in der vorigen Woche in Worcester stattfand, haben sämmtliche Pferde den Weg verfehlt. Es war starker Nebel. —